

(Nachdruck verboten.)

49]

Koma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Maria Brauner
Elftes Kapitel.

„Ljuba!“ sagte Majakin eines Tages, als er von der Börse nach Hause kam, „bereite Dich für heute Abend vor — ich werde den Freier mitbringen! Nichte uns einen recht soliden Jubisj her. Thu' viel altes Silber auf den Tisch. Nimm auch die Fruchtvasen heraus, damit ihm unser Tisch in die Augen fällt! Er soll nur sehen, daß bei uns jedes Stück etwas Seltenes ist!“

Ljuba saß am Fenster und stopfte die Socken ihres Vaters, ihr Kopf war auf die Arbeit gesenkt.

„Wozu ist das alles, Vater?“ fragte sie unzufrieden und gekränkt.

„Damit die Sauce mehr Geschmack bekommt. Und der Ordnung wegen. Dem ein Mädel ist kein Pferd, man kann es ohne Geschirr nicht los werden.“

Ljuba warf nervös den Kopf auf, schleuderte die Arbeit von sich, blickte den Vater, ganz rot vor Kränkung, an, nahm die Socken wieder in die Hand und senkte den Kopf noch tiefer darüber. Der Alte ging im Zimmer auf und ab und zupfte sich sorgenvoll den feuerroten Bart; seine Augen blickten in die Ferne, und man sah, daß er ganz in eine große, komplizierte Denkarbeit versenkt war. Das Mädchen wußte, daß er ihr nicht zuhören würde, und daß er nicht verstehen wollte, wie erniedrigend seine Worte für sie waren. Ihre romantischen Träume von einem Mann, der zugleich ihr Freund wäre, von einem gebildeten Menschen, der mit ihr zusammen vernünftige Bücher lesen und ihr helfen würde, sich in ihren vagen Wünschen zurechtzufinden, — all das war durch den unbegreiflichen Entschluß des Vaters, sie mit Smolin zu verheiraten, erstickt, getötet, es war in der Verwesung begriffen und bildete auf dem Grund ihrer Seele einen bitteren Saß. Sie war gewöhnt, sich als etwas Besseres und Höherstehendes zu betrachten, als es die leichtsinnigen, dummen Mädchen ihres Standes gewöhnlich waren, die nur an Kleider dachten und fast immer nach den Spekulationen ihrer Eltern, aber nur selten nach der freien Wahl ihres Herzens heirateten. Und jetzt sollte sie selbst nur deshalb heiraten, weil es Zeit war, und weil ihr Vater einen Schwiegersohn und Teilhaber im Geschäft brauchte. Der Vater glaubte offenbar, sie könne durch ihre Person schwerlich die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich lenken, und wollte sie mit Silber umringen.

Sie war empört und arbeitete nervös, stach sich dabei in die Finger, zerbrach die Nadeln, schwieg aber, da sie wußte, daß nichts von dem, was sie sagen konnte, dem Vater ins Herz dringen würde.

Der Alte ging noch immer im Zimmer herum und sang bald halblaut Psalmen, bald belehrte er die Tochter darüber, wie sie sich gegen den Freier verhalten sollte. Dabei rechnete er etwas an den Fingern aus, runzelte die Stirn und lächelte.

„Sm, so ist's! Möge mich Gott richten und mich vor dem Ungerechten und dem Falschen beschützen. . . Ja—a . . . Sted die Smaragden von der Mutter an, Ljubowj!“

„Genug, Vater!“ rief das Mädchen bange aus. „Lassen Sie das, bitte.“

„Sag nicht nein! Hör zu, was man Dich lehrt.“

Er versenkte sich wieder in seine Rechnungen, kniff die grünen Augen zu und spielte mit den Fingern vor seinem Gesicht.

„Das macht fünfunddreißig Prozent . . . hm . . . der Durche ist ein Schelm. Gib mir Dein Licht und Deine Wahrheit.“

„Vater!“ rief Ljuba traurig und erschrocken aus.

„Was?“

„Wie . . . gefällt er Ihnen?“

„Wer?“

„Smolin.“

„Smolin? Ja, er ist ein Schelm, ein tüchtiger Kerl, ein guter Kaufmann! Nun, ich gehe. Also sieh zu, bewaffne Dich.“

Als Ljuba allein war, warf sie die Arbeit fort und lehnte sich mit festgeschlossenen Augen in den Sessel zurück. Ihre zusammengepressten Hände lagen auf ihren Knien, und die Finger knackten. Von der Bitternis der verletzten Eitelkeit erfüllt, empfand sie bange Furcht vor der Zukunft und betete still:

„O mein Gott! O Herr! Wenn er ein anständiger Mensch wäre! . . . Sieh, daß er anständig ist und ein Herz besitzt. O Gott! Es kommt ein fremder Mann, schaut mich an und nimmt mich für lange Jahre mit, wenn ich ihm gefalle! Wie schändlich das ist . . . wie schrecklich . . . Gott, mein Gott! Wenn ich . . . fliehen könnte! Wenn ich mich mit jemand beraten könnte, was ich thun soll! Wer ist er? Wie soll ich ihn ergründen? Ich kann nichts! Und ich hab' ja nachgedacht . . . ich habe so viel nachgedacht! Ich habe gelesen. . . Wozu habe ich gelesen? Wozu brauche ich zu wissen, daß man anders lebt, so wie ich nicht leben kann? Und vielleicht, wenn es keine Bücher gäbe, würde ich leichter, einfacher leben. Wie qualvoll das alles ist! Wie unglücklich, wie bedauernswert ich bin! So allein. Wenn wenigstens Tarasj da wäre!“

Bei der Erinnerung an den Bruder wuchs die Kränkung in ihr, und sie bemitleidete sich selbst noch mehr. Sie hatte an Tarasj einen langen, jauchzenden Brief geschrieben, in dem sie von ihrer Liebe zu ihm und von den Hoffnungen, die sie auf ihn setzte, sprach; sie flehte den Bruder an, recht bald zum Vater zu kommen, sie machte ihm die Pläne ihres gemeinsamen Lebens aus, versicherte Tarasj, der Vater sei außerordentlich klug und könne alles verstehen, erzählte von seiner Einsamkeit, war von seiner Lebensfähigkeit entzückt und beklagte sich gleich darauf über sein Verhalten ihr gegenüber.

Zwei Wochen lang erwartete sie bebend die Antwort, und als diese eintraf, bekam sie vor Freude und Enttäuschung einen Weinkrampf. Die Antwort war trocken und kurz; Tarasj teilte darin mit, er käme in einem Monat in Gschäft an die Wolga und würde es nicht unterlassen, den Vater zu besuchen, falls dieser thatsächlich nichts dagegen hätte. Der Brief war kalt wie ein Eiszapfen; sie las ihn unter Thränen ein paar Mal durch, zerknitterte und ballte ihn zusammen, doch er wurde davon nicht warm, sondern nur durchnäßt. Von dem rauhen Briefbogen, der mit einer großen, festen Handschrift beschrieben war, schien ihr ein runzeliges, mißtrauisch gefurtes, mageres Gesicht, das dem des Vaters ähnlich sah, entgegenzublicken.

Auf Jakob Tarassowitsch machte der Brief des Sohnes einen andren Eindruck. Als der Alte erfuhr, daß Tarasj geantwortet hatte, wurde er erregt und wandte sich eilig, gespannt und mit einem besonderen Lächeln an die Tochter;

„Nun, gib mal her! Zeig es mir!“ Ja! Wir wollen lesen, was die gelehrten Leute schreiben. Wo ist die Brille? . . . Sm . . . „Teure Schwester! Ja . . .“

Der Alte schwieg, las den Brief des Sohnes, legte ihn dann auf den Tisch und schritt mit erhobenen Brauen und erstauntem Gesicht durch das Zimmer. Dann las er den Brief nochmals durch, klopfte mit den Fingern nachdenklich auf den Tisch und sagte;

„Der Brief ist nicht übel, er hat Hand und Fuß, und es sind keine überflüssigen Worte darin. Na also! Vielleicht ist der Mensch bei der Kälte kräftiger geworden. Dort ist bittere Kälte. Er soll kommen, wir wollen sehen. Ich bin neugierig. Ja, wir wollen in Frieden miteinander reden.“

Der Alte bestrebte sich, ruhig und mit einem geringfügigen Lächeln zu sprechen, doch das Lächeln wollte ihm nicht gelingen, die Runzeln zuckten erregt und die Augen glänzten selbsthaft hell.

„Schreibe ihm, Ljuba . . . nur los, er soll nur dreist kommen.“

Ljuba schrieb nochmals an Tarasj, doch diesmal war ihr Brief kurz und ruhig; jetzt erwartete sie von Tag zu Tag seine Antwort und versuchte sich vorzustellen, wie dieser geheimnisvolle Bruder sein könnte. Früher hatte sie mit Herz-Klopfen an ihn gedacht, mit jener Andacht, mit der die Gläubigen an die Märtyrer und die Gerechten denken, — jetzt fürchtete sie ihn, denn er hatte um den Preis schwerer Leiden, um den Preis seiner in der Verbannung vertrauten

Jugend das Recht erworben, über das Leben und die Menschen zu Gericht zu gehen. Er wird kommen und wird sie fragen:

„Du wirst also frei, aus Liebe heiraten?“

„Was wird sie ihm sagen? Wird er ihr ihren Kleinmut verzeihen? Und warum heiratet sie eigentlich? Ist das wirklich das einzige, was sie thun kann, um ihr Leben zu ändern?“

Die traurigen Gedanken erstanden einer nach dem andern im Kopf des Mädchens, sie quälten und verwirrten sie, die machtlos war, ihnen irgend einen bestimmten, alles besiegenden Wunsch entgegenzustellen. Trotzdem sie sich in einer erregten, nervösen Stimmung befand, der Verzweiflung nahe war und die Thränen mit Mühe zurückhielt, erfüllte sie doch alle Anordnungen des Vaters gewissenhaft, wenn auch halbberührt: sie schmückte den Tisch mit altem Silber und seltenem Kristall, zog ein stahlrothes Seidenkleid an und begann vor dem Spiegel die riesengroßen Smaragden in die Ohren zu stecken — diese Steine, ein Familienschmuck der Fürstin Grusinski, waren mit einer Menge anderer seltener Stücke bei Majakin als Pfand geblieben.

Indem sie in dem Spiegel ihr erregtes Gesicht betrachtete, auf dem die vollen, saftigen Lippen durch die Blässe der Wangen noch röter erschienen, und ihre üppige Büste sah, die von der Seide fest umspannt war, fühlte sie sich hübsch und der Aufmerksamkeit eines jeden Mannes würdig, wer es auch sein mochte. Die grünen Steine, die in ihren Ohren funkelten, beleidigten sie als etwas Ueberflüssiges, und außerdem schien ihr, daß ihr Leuchten sich als ein feiner, gelblicher Schatten auf ihre Wangen legte. Sie nahm die Smaragden ab und steckte statt dessen kleine Rubinen in die Ohren, während sie an Smolin dachte und daran, was für ein Mensch er sein könnte? Wie mochte sein Charakter sein? Was wollte er? Ob er wohl Bücher las? Dann mißfielen ihr die Ränder um ihre Augen, und sie begann sie behutsam mit Puder zu bedecken, dabei dachte sie fortwährend daran, was für ein Unglück es sei, eine Frau zu sein, und machte sich Vorwürfe ihrer Willenlosigkeit wegen. Als die Ränder um die Augen unter einer Schicht von Schminke und Puder verschwunden waren, schien es Ljuba, ihre Augen hätten dadurch an Glanz eingebüßt, und sie wuschte den Puder fort. . . Der letzte Blick, den sie in den Spiegel warf, überzeugte sie davon, daß sie von einer imponierenden Schönheit war, von der gediegenen, dauerhaften Schönheit einer harzigen Nichte. Dieses angenehme Bewußtsein beruhigte einigermaßen ihre erregte Stimmung und sie trat mit dem ruhigen Gang einer reichen Braut, die sich ihres Wertes bewußt ist, in das Speisezimmer.

Der Vater und Smolin waren schon da.

Ljuba blieb mit anmutig gesenkten Augen und stolz zusammengepreßten Lippen eine Sekunde lang in der Thür stehen. Smolin erhob sich von seinem Sitz, schritt ihr entgegen und verneigte sich ihr erbotig. Ihr gefiel diese tiefe geschickte Verbeugung, ihr gefiel auch der teure Rock, der auf Smolins biegsamem Körper elegant saß. Smolin hatte sich wenig verändert — er war ebenso rothaarig, glattgeschoren und voll Sommersprossen wie ehemals; nur sein Schnurrbart war lang und dicht geworden, und die Augen erschienen größer.

„Wie er sich gemacht hat, was?“ rief Majakin seiner Tochter zu, indem er auf den jungen Mann hinwies.

Smolin drückte ihr die Hand und sprach lächelnd mit klangvollem Varyton:

„Ich wage zu hoffen, daß Sie den alten Kameraden nicht vergessen haben.“

„Gut! Ihr werdet später miteinander sprechen,“ sagte der Alte und musterte die Tochter. „Ordne alles an, Ljuba, und wir wollen unser Gespräch beendigen. Nun, Afrikan Mitritsch, setz also alles auseinander.“

„Sie entschuldigen ja, Ljubowj Zatonkowna?“ fragte Smolin freundlich.

„Bitte, genießen Sie sich nicht,“ sagte Ljuba.

„Er ist höflich und geschickt!“ sagte sie zu sich und begann den Worten Smolins aufmerksam zuzuhören, indem sie vom Tisch zum Büffett durch das Zimmer schritt. Er sprach ruhig, sicher und mit einer Einfachheit, in der eine gewisse Herablassung dem Zuhörenden gegenüber zu fühlen war.

„Ich habe also im Laufe von ungefähr vier Jahren die Rolle gründlich beobachtet, die das russische Leder auf dem ausländischen Markt spielt. Das ist eine traurige und neben-

sächliche Rolle! Vor etwa dreißig Jahren wurde unser Leder dort für mustergültig angesehen, und jetzt geht die Nachfrage danach immer mehr zurück, selbstverständlich Hand in Hand mit dem Preis. Und das ist ganz natürlich — bei dem Mangel an Kapital und an Kenntnissen haben all die kleinen Produzenten keine Möglichkeit, die Produktion auf der notwendigen Höhe zu erhalten und sie zugleich wohlfeiler zu machen. Ihre Ware ist unglaublich schlecht und teuer. Und sie alle tragen vor Rußland die Schuld, sein Renommee als des das beste Leder erzeugenden Landes geschädigt zu haben. Ueberhaupt ist der kleine Produzent, der keine technischen Kenntnisse und kein Kapital besitzt und folglich keine Möglichkeit hat, seine Produktion im Verhältnis zur Entwicklung der Technik zu verbessern, ein Unglück für das Land und ein Parasit seines Handels.“

(Fortsetzung folgt.)

Dreyer im Deutschen Theater.

Die drei kleinen Einakter Dreyers, die am Samstag im Deutschen Theater zur Aufführung kamen — ein vierter, der den vielversprechenden Titel „Stichwahl“ führte und in einem mecklenburgischen Bauerndorf spielt, hatte leider, wegen plötzlicher Erkrankung einer Schauspielerin, noch zurückgestellt werden müssen, werden die Freunde des Dichters enttäuscht haben. Nichts mehr von jenem eigenartig feinen Stimmungszauber, der in dem Schauspiel „Winterschlaf“ webt, noch von dem quersüßigen Humor, der so fröhlich in seiner Doktorin-Komödie „In Behandlung“ sprudelte. Schon der „Probekandidat“, durch den Dreyers Name dann mit einem Schlag berühmt wurde, zeigte in vielen Partien ein Nachlassen der gestaltenden Phantasiekraft. Eine freierlicher Sinn hatte auch jene ersten Stücke mit belebender Wärme durchströmt. Hier dokumentierte er sich in einer scharf zugespitzten Tendenz. Das Streberium in der Lehrerschaft, die Unterdrückung der ehrlichen, selbstverworfenen Ueberzeugung sollte gebrandmarkt, der Kampf für das freie Wort, auch in den Hörsälen der Schule, gefeiert werden. Die Absicht war vorzüglich, aber bei dem Versuche, die Figuren und Situationen dieser Absicht anzupassen, ging es nicht ohne mancherlei Zwangs- und Gewaltmittel, ohne mancherlei den unmittelbaren Eindruck störende Abkölligkeiten ab. Immerhin, so wie die heutige dramatische Produktion beschaffen ist, war es ein Stück, das sich noch immer mit Ehren sehen lassen durfte. Vom „Sieger“, der dann folgte, läßt sich, wie sympathisch auch hier die sehr aktuelle, gegen das fürstliche Mäcenatentum gerichtete Tendenz berührt, das gleiche nicht mehr sagen. Die Gewaltsanfalten, das künstlich konstruierte, die Nonchalance, mit welcher der Tendenz zu Liebe von dem Natürlichen abgewichen wird, wirken hier bereits um vieles verstimmender. Die Unsicherheit hat sichtlich zugenommen.

Und leider bedeuten die neuen Einakter einen weiteren Rückschritt. Es ist wieder Tendenzpoesie, nur daß diesmal in der Vermählung beider Elemente die Poesie noch mehr wie früher zu kurz gekommen ist. Im „Ruß“ und „Volksaufklärung“ wird die Satire geradezu programmäßig, mit einer breiten, überdeutlichen Lehrhaftigkeit vorgetragen, die nicht an die „rote Robe“, wohl aber an frühere, weniger gelungene Werke Brieux erinnert. Ungleich besser, von dem verfehlten Schluß abgesehen, gefiel mir das erste Stückchen mit dem allerdings gar zu anspruchsvollen Namen: „Ecclesia triumphans“, die triumphierende Kirche. Die Situation, in die uns Dreyer hier hineinführt, hat weite Perspektiven. Ein alter Seemann, dessen Tochter an einen streberhaften Arzt verheiratet ist, hat aufrichtig und furchtlos wie er immer war, seinem Leben ein Ende gemacht, als das Alter ihm die letzte Kraft zu rauben und ihn zu kindischer Hilflosigkeit zu verdammen drohte. Seine starke Natur konnte den Gedanken einer solchen Herabwürdigung nicht ertragen. Die Tochter, die an dem Alten mit bewundernder Liebe hing, versteht und ehrt die Gründe auch dieser seiner letzten Handlung, aber ihr kleinlich denkender Mann ist empört. In seinen Augen ist der Selbstmord des Schwiegervaters eine ungeheure Takt- und Rücksichtslosigkeit. Ganz davon abgesehen, daß die Lebensversicherung zum Teufel geht, was werden die Leute, was werden die Honoratioren zu einem derart peinlichen Vorfall sagen? Solche offenbaren Reglements-widrigkeiten färben kompromittierend auf die ganze Familie ab. Und welche Blamage gar, wenn nun der Leichnam ohne kirchliches Begräbnis befristet werden müßte! Die einzige Möglichkeit, einem solchen Skandal zu entgehen, wäre, daß die Schädelsektion krankhafte Erscheinungen im Gehirn des Selbstmörders bloßlegte, die mit Bestimmtheit auf Unzurechnungsfähigkeit schließen lassen. Geistes- kranke Selbstmörder genießen ja den Vorzug, unter Umständen dann doch noch geweihter Erde teilhaftig zu werden. In des, bei aller Sorgfalt, mit der der Doktor Schwiegervater den Schädel wieder und wieder untersucht, er hat nichts Anormales finden können. Da kommt Herr Claassen, Reeder, Senator, Abgeordneter und altbewährte Stütze von Thron und Altar in der Hafenstadt, seiner wissenschaftlichen Kurzsichtigkeit zu Hilfe. Herr Claassen als Großkapitalist ist, wie er mit schmagender Selbstzufriedenheit von sich rühmt, in allen Dingen an große Maßstäbe gewöhnt. So

auch in seiner Philosophie der sozialen „Zusammenhänge“. Ein Selbstmörder unter den alteingesessenen besten Bürgerfamilien der Stadt — das ist vor allem, nachdem die Socialdemokraten sich hier mit solcher Frechheit rühnen, schlimm genug. Gerade scandalös aber wäre es, wenn er ohne kirchliches Begräbnis zur Ruhe läme. Das wäre gegen alle vernünftigen „socialen Zusammenhänge“. Nichts scheint Herrn Claassen, der mit dem Herrn Superintendenten über den Fall bereits konferiert hat, demnach natürlicher, als daß der Doktor den Sektionsbefund im Interesse der guten Sache einzurichten haben wird. Der Alte muß eben verrückt gewesen sein und damit basta! Das und nichts andres hat der Doktor zu bescheinigen! Mit leutseliger Herablassung, sozusagen als väterlicher Freund, animiert er ihn. Dann, als der andre nicht gleich parieren will, wird Claassen ungemüthlich, droht mit Entziehung seiner hohen Protection, ja mit höchster Ingnade. Das Resultat ist eine Verständigung zwischen beiden Ehrenmännern. Die Toten sind geduldig, so wird man also ungestraft im Sektionsbefund die Wahrheit etwas corrigieren, auf daß der Alte würdig und mit allem Anstand in das ewige Leben eingehe. An diese Scene schließt sich mit wirkungsvoller Steigerung die Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau. Die Tochter, die den tiefen Wahrheitsfium von dem Gestorbenen geerbt hat, lebt sich mit stammendem Proteste gegen den feigen, schmachvollen Kompromiß des Vaters auf. Sie wirft ihm seine Schande ins Gesicht, sie droht in der Erregung, wenn er von seinem Vorhaben nicht absteht, die Fälschung, durch die er das Angebot des Vaters besetzt, öffentlich anzukunnen. Umsonst! Und dann — dann thut sie gar nichts, bleibt bei ihrem Manne, der mit eherner Stirn seinen Betrug verteidigt, und tröstet sich, daß ihr in ihrem Jungen, der mit den Schulaufgaben herbeigesprungen kommt, — wie es in seinem lateinischen Pensum heißt, — „ein Rächer entstehen werde“. Dieser abrupte Verlegenheitskühn verdirbt mit einem Schlage jede Stimmung. Man hat den Eindruck eines plötzlichen Verlaßens aller dramatischen Erfindungskraft, einer tastenden Unsicherheit. Warum verläßt die Frau, nachdem auch die letzten Bande der Liebe und Achtung in der Ehe zerrissen sind, nicht ihren Mann, warum flüchtet sie sich hinter eine hohle Phrase? Daß die „meisten Frauen“ in solchen Fällen vor dem Neuesten zurückschrecken werden, das ist doch keine Erklärung. Sie ist aber ganz anders als „die meisten“ gezeichnet, von ihr muß man den Schritt als innerlich notwendige Konsequenz erwarten. Vermuthlich thut sie ihn nur darum nicht, weil ihre Kollegin Nora ihn gethan hat, und weil ihr der Schöpfer den Vergleich mit Josen fürchtete. Ein kalter litterarischer Kalkül, nicht innere Notwendigkeit entscheidet über den Ausgang.

Die Aufführung bot Glanzleistungen. Der nervös zerfahrene Doktor Mittners mit der schneidenden, trockenen Stimme, ebenso wie der knallig aufgeblasene Claassen Haus Fischers waren unübertrefflich echt. Vortrefflich wirkte auch Reinhardt in seiner kleinen Nebenrolle, als Freund des Gestorbenen. Die junge Frau gab Lotti Sarrow mit sympathischer Einfachheit, nur vielleicht zu mädchenhaft in der Erscheinung.

Der zweite Einakter „Puß“ ist nicht viel mehr als eine dramatisirte Debatte über Kindererziehung. Reduziert auf einige charakteristische Wendungen und als kleine Episode dem Rahmen eines größeren Dramas organisch eingefügt, hätte die Satire sehr wohl interessiren können. Als selbständiges Ganze wirkt sie ärmlich. Puß ist der Name einer Angoralage, die, in einem hochherrschastlichen Hause aufgenommen, die Unanständigkeit begehrt, Junge zu bekommen. Damit die Kinder durch dieses schlechte Exempel an der Nichtigkeit der Storchfabel nicht irremacht werden, wird das Linter in die Bodenkammer gesperrt. Das Töchterchen entdeckt dort die Verstecke gerade im kritischen Augenblick und kommt nun triumphierend zu der Mama gelaufen, das große Ereignis zu verkünden. Mama hat gelogen, wenn sie sagte, daß auch die Katzen ihre Jungen von dem Storch erhalten! Fürchterliche Enttäuschung. Das Kind soll abbiten. Sein Wahrheitsfium wehrt sich. Dann kommt Vater mit der Bitte; und die Abbitte geht nach vollbrachter Exekution unter bitterem Schluchzen von statten. Die Mutter schließt das artige Mädchen in die Arme, und die vernünftig räsommierende Freundin, die der Dichter als Gegenpart eingeführt hat, verläßt, empört über die systematische Erziehung zur Heuchelei, das Haus. Das Spiel Elfe Lehmanns, welche die selbstgefällige Borniertheit der exemplarischen Hausfrau und Mutter mit verblüffender Naturwahrheit herausbrachte, die gute Tendenz und die Heiterkeit, die das Schicksal der unanständigen Kage herbortrief, verhalfen der Kleinigkeit zu einem unerwartet starken demonstrativen Applaus.

Auch das dritte Stückchen „Vollsaufklärung“ handelt von der gesellschaftlichen Heuchelei. Hier ist es der menschliche Kindersegen, der Anstoß erregt. Der abgeklapperte Herr Geheimrat, Mitglied eines standesgemäßen Sittlichkeitsvereins, aber auch aus weniger ideellen Gründen allen Extravaganzen persönlich abgeneigt, enttrüftet sich beim Morgenkaffee, daß sein Portier Joeben beim sechsten Kinde angelangt ist. Mit ironischem Vergnügen hört seine junge Frau, die sich für das, was er ihr nicht mehr bieten kann, bei einem hübschen Affessor entschädigt, seine mit einigem geheimen Reiz versetzten Lamentationen an. Diese Familienscene, besonders in der glänzenden Darstellung durch Herrn Sauer und Fräulein Dumont, setzt mit ganz lustiger Pikanterie ein. Aber bald ist das Pulver verschossen. Statt einer Steigerung nur immer Wiederholungen, die peinlich und peinlicher auf die Nerven fallen! Auch die im Wiederholungsfall Entlastung androhende Strafrede, die der würdige Geheimrat dem verständnislos-

lächelnden Portiersmann hält, bringt keine neuen Effekte. Nach dem Geheimrat — das ist die satirische, allzulang hinausgeschobene Schlupfwinkel — thut sich dann die tolerante und erfahrene Geheimrätin als Volkserzieherin auf. Sie spricht dem Eingeschüchternen gut zu und sagt, er möge nur seine kleine Frau zu ihr hinaufschicken, sie wolle mit ihr reden, bei etwas Aufklärung da ließe sich, auch ohne Tugend, in dem von dem Geheimrat angezogenen Punkte viel erreichen.

Ohne Augenmaß und ohne Sinn für Theaterproportionen hingeworfen, wirkten die Scenen wie eine grobgelegte Karikatur. In dem Beifall mischte sich energisches Zischen. —

Conrad Schmidt.

Kleines Heuiletou.

k. Von einer Expedition zu den Völkern der Torresstraße erstattet Dr. Gaddon in einem soeben unter dem Titel „Head Hunters, Mad, White and Brown“ in London erschienenen Buche Bericht. Er schildert darin besonders die eigenartige Bevölkerung der nahe der Südküste von Neu-Guinea gelegenen Murray-Insel. Die Bewohner derselben sind schwer zur Arbeit heranzuziehen, ihre geringen Bedürfnisse sind leicht befriedigt. Dr. Gaddon hat interessante Untersuchungen über ihre Fähigkeit, Farben zu unterscheiden, vorgenommen und dabei festgestellt, daß sie blau und grün nicht gut unterscheiden können. Schreibversuche, besonders bei Kindern, ergaben, daß sie mit großer Leichtigkeit in der Spiegelschrift auszubilden waren. Wenn die Kinder aufgefordert wurden, mit der linken Hand zu schreiben, so konnten sie alle leserlich schreiben. Krankheit und Tod wird der Zauberei zugeschrieben. Ist zum Beispiel jemand krank, so nähern sich seine Freunde den Männern, die zu „Tomog Zogo“ (eine Gruppe von Steinen und Muscheln) gehören und bitten sie, ausfindig zu machen, wer das Unglück über ihren Freund gebracht hat. Am nächsten Tage stehen die „Zogo“-Leute vor Sonnenaufgang auf und fragen die „Zogo“: „Wer machte Soudio krank?“ Dann setzen sie sich in eine Reihe und warten. Wenn da eine Eidechse herauskommt, so bezeichnet diese das Haus, in dem der Mann lebt. Dann sagen sie ihm, er solle seinen Zaubersstein ins Meer legen, und wenn das Wasser ihn abgelft hat, wird der Kranke genesen. Ob der Mann Zauberei getrieben hat oder nicht, er thut immer, was ihm geheißen wird, teils um sich selber zu ersparen, teils, weil er sich darüber freut, in dem Auf zu stehen, diese Art Zauberei zu betreiben. Eine höchst seltsame Prozedur ist auf den Inseln der Torresstraße das Zahngziehen. Beim Zahngziehen liegt der Kranke auf der Erde auf dem Rücken mit dem Kopf im Schoß des Operators. Dieser nimmt in die linke Hand einen Känguruknochen, in die rechte einen Stein und führt den Stein in den Mund. Mit Knochen und Stein lockert er den Zahn. Der Zahn wird dann leicht berührt und bei jedem Schlag der Name eines der „Länder“ genannt, zu dem Vater, Mutter oder ein anderer der Verwandten gehört. Der Name, der ausgesprochen wird, wenn der Zahn abbricht, ist das Land, zu dem der Betreffende in Zukunft gehört. Eigenartig sind die Werbesitte. Mit Tänzen suchten besonders in früheren Zeiten die Jünglinge auf die Mädchen Eindruck zu machen. Während der zahlreichen langen Tänze beobachteten die Mädchen die lebhaften Bewegungen der springenden Jünglinge, bewunderten ihre glänzende Haut, ihr krauses Haar und ihre zahllosen bunten Zierrate. Der beste Tänzer war auch der meistbegehrte Mann. Auf den westlichen Inseln halten die Mädchen um die Männer an. In Mabuiag macht das Mädchen ein Kettenarmband und giebt es der Schwester des Mannes, auf den sie ein Auge geworfen hat, oder einer Vertrauten. Bei einer passenden Gelegenheit sagt dann die Vertraute zu dem jungen Manne: „Ich habe etwas für Dich.“ Er erwidert: „Zeige es mir.“ Dann erfährt er den Namen des Mädchens, und wenn er das Anerbieten annimmt, trägt er das „tiapururu“ und schickt dem Mädchen zwei Fußspangen, worauf sie ihn bis zur Hochzeit täglich Nahrung schickt. Als Kopfsjäger waren die Männer in den Augen der Frauen besonders anziehend. Kein Mädchen sah günstig auf einen jungen Mann, bis er nicht seinen Zoll an Köpfen zählen konnte. Die grausame Gewohnheit war noch vor ganz kurzer Zeit bei den Inselbewohnern sehr in Uebung. Wenn ein Feind getötet wurde, schlugen die Leute den Kopf mit einem Bambusmesser ab und hingen ihn zu Hause über ein Feuer, bis alle Haare abgefengt waren. Während dieses Vorgangs versammelten sich alle jungen Mädchen aus dem Dorf und tanzten in einem Kreis in der Nähe und sangen dabei. Dann wurde alles Fleisch vom Kopf entfernt, dieser gewaschen und in den Schädel ein geschnitzter Pflock gesteckt, mit dem er an den Pfosten des Hauses gehängt wurde. —

Musik.

Es ist noch nicht hundert Jahre her, da erhielt das durch angeblasene Pfeifen wirkende Instrument, die Orgel, ein Seitenstück in einem Instrument, das zwar ebenso wie es die Orgel größtenteils thut, schwingende Zungen tönen läßt, jedoch erstens nur Zungen und keine Aufsätze über ihnen (also keine Pfeifen) hat und zweitens seine Zungen nicht auf ein Widerlager „aufschlagen“, sondern vielmehr „frei schwingen“, „durchschlagen“ läßt. Im Jahre 1810 zuerst ganz so gebaut, 1840 mit mehreren Registern wie bei der Orgel (d. i. mehreren in der Klangfarbe verschiedenen Reihen von Zungen) gebaut, ist es nachgerade ein Hausinstrument geworden, das sogar schon dem

Klavier Konkurrenz macht. Lange Zeit vorwiegend in Frankreich gebaut, wurde es allmählich eine amerikanische Specialität. Daran war besonders ein Arbeiter einer französischen Fabrik beteiligt, der später nach Amerika ausgewandert. Er machte die Erfindung, die Zungen nicht wie sonst durch ausströmende, sondern durch eingesogene Luft zum Tönen („Ansprachen“) zu bringen, womit ein milderer Klang erzielt werden soll. „Saugluftsystem“ gegen „Druckluftsystem“! Namentlich dieser Fortschritt ist es, der — seit 1860 — die „amerikanischen Orgeln“ und eine berühmte Harmoniumfabrik in Boston zur Blüte gebracht hat.

In jüngster Zeit geben sich Harmoniumfreunde viel Mühe, ihrem Instrument die Gleichberechtigung in der künstlerischen Musik zu erobern, namentlich seine Erziehung des Klaviers in Kombination mit Streichern (also in der „Kammermusik“) zu demonstrieren. Ein „Verein der Harmoniumfreunde“ wirkt in Berlin. Aus seinem neulichen Vortragsabend gewannen wir den Eindruck, daß dieses Instrument thatsächlich mehr leisten kann, als Choräle begleiten, Harmonie- und Musikstudien erleichtern und die Bläser eines Orchesters markieren. Nur muß man es seine eigne, nicht fremde Sprachen sprechen lassen. So war eine Uebertragung von Wagners Tristan-Vorspiel geradezu abstoßend. Jedoch in Originalkompositionen von Franz Poenitz und Karl Kämpf konnte man mit Wohlgefallen dem weiteren Reich von Klangfarben und selbst von Rhythmus, freilich nicht auch von Metrik (Accentgebung) lauschen, dessen das Harmonium fähig ist. Es ist wie in der bildenden Kunst, zinnal im Kunstgewerbe; auch dort verlangen neue Techniken eine eigne Ausdrucksweise, nicht die Imitation fremder Techniken. —

Physiologisches.

en. Die Unterscheidung des Scheintodes vom wirklichen Tod macht trotz der schier unzähligen Mittel, die dafür angegeben sind, noch immer einige Schwierigkeit und so lange nicht ein schnelles und durchaus sicheres Verfahren dafür zu Gebote steht, wird auch die weit verbreitete Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden nicht aufhören. Alles mögliche hat man gegen den Scheintod mobil gemacht, zuletzt auch die Röntgenstrahlen, die in der That ein sehr wertvolles Erkennungsmittel sein sollen. Dennoch werden auch sie nicht gerade oft angewandt werden, da immer die Beschaffung eines umständlichen Apparats und auch die Verstreitung erheblicher Kosten dazu notwendig ist. Jetzt endlich scheint ein Verfahren entdeckt zu sein, das allen Anforderungen entspricht und in Anerkennung dessen auch von der Pariser Akademie der Wissenschaften mit einem Preis ausgezeichnet worden ist. Sein Erfinder ist Dr. Jeard aus Marseille; zur Anwendung kommt der bekannte Farbstoff Fluorescein. Die Prüfung beruht auf einer wissenschaftlich begründeten Thatfache. Kein Stoff kann von den Geweben des Körpers aufgenommen und weiter verbreitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Thätigkeit ist. Wird ein dazu geeigneter Stoff, der unter die Haut gespritzt ist, sich durch den Körper verbreitet, so besteht eben der Säftekreislauf noch. Man nehme an, der Stoff werde in das Bein gespritzt und einige Zeit darauf in den Geweben des Armes nachgewiesen, so muß er durch den Blutstrom dorthin geschafft sein; ist aber der Blutstrom vorhanden, so ist auch noch Leben in dem Körper. Eine Lösung von Fluorescein, wie sie Dr. Jeard benützt, besitzt eine ungeheuer stark färbende Kraft, so daß ein einziges Gramm 45 000 Liter Wasser zu färben im stande ist; dabei ist es nicht im geringsten giftig. Wird etwas davon unter die Haut eines lebenden Menschen gespritzt, so zeigen schon nach 2 Minuten die Haut und besonders die Schleimhäute eine starke Färbung und der Mensch hat das Aussehen, als ob er an akuter Gelbsucht lide. Die Gewebe des Auges nehmen eine hellgrüne Färbung an, die Pupille verschwindet und das Auge sieht aus, als ob ein prachtvoller Smaragd hineingesetzt wäre. Die Thränen, der Speichel und der Urin sind sämtlich gefärbt und ein Blutstropfen erzeugt in einem Glase Wasser eine helle grasgrüne Färbung. In einer Stunde oder zwei sind alle diese Erscheinungen verschwunden, da dann das Fluorescein durch die Niere ausgeschieden ist. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Altersschwäche im Pflanzenreich. Bekannt ist die Thatfache, daß gewisse Pflanzen sich durch Stecklinge vermehren lassen, eine Fortpflanzungsart, welche in gewissem Sinne auch im Tierreich nicht fehlt; es giebt genug niedere Tiere, deren Teile, wenn das Ganze durch irgend welche gewaltsame Ereignisse zerfallen, selbständig zu besonderen und neuen Individuen sich auswachsen. Da hat man in Deutschland eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Alle dort wachsenden Pyramidenpappeln stammen notorisch von einem männlichen Exemplare ab, das, aus dem Orient transportiert, im Park zu Würzburg sich befindet. Stecklinge dieses Stammes wurden überallhin versendet und so sind eigentlich sämtliche Pyramidenpappeln Deutschlands ein einziger großer Leib, der sich förmlich in viele tausend Teile gespalten hat. Neuestens wird aber wahrgenommen, daß alle Pyramidenpappeln zu kränkeln anfangen und Merkmale des beginnenden Absterbens zeigen. Dr. Dörsenius vermutet, wohl mit Recht, die Ursache dieser Erscheinung in der Thatfache, daß eben alle deutschen Pyramidenpappeln ein einziger Organismus sind und daß sie nun alle, alt geworden, gleichzeitig die Zeichen des herannahenden Todes

erkennen lassen. Prof. Witt konstatierte dieselbe Erscheinung des Verfalls merkwürdigerweise auch bei der beliebtesten aller Rosenarten, der La France-Rose. „Wem ist es nicht schon aufgefallen,“ schreibt er, „daß seit einigen Jahren La France-Rosen nur noch schwer erhältlich sind und überall höher bezahlt werden müssen, als jede andre Rose? Erkundigt man sich nach der Ursache dieser merkwürdigen Thatfache, so hört man die klägliche Geschichte von der La France-Krankheit, an welcher weitaus die Mehrzahl aller Stöcke dieser schönen Rose erkranken und zu Grunde gehen. In der Umgegend von Frankfurt sollen Handelsgärtner ganz enorme Summen dadurch verloren haben, daß alle ihre La France-Rosen trotz der sorgfältigsten Pflege absterben, und auch im gesamten übrigen Deutschland wird über dieselbe Erscheinung geklagt. Andere dicht neben den La France stehende Rosenpflanzen befinden sich dagegen vollkommen wohl und schon sind die Rosenzüchter damit beschäftigt, eine Rose zu erziehen, welche bei möglicher Ähnlichkeit mit der alten La France-Rose die Widerstandsfähigkeit gegen die La France-Krankheit verbindet. Die Ursache dieser Krankheit in der Bodenbeschaffenheit oder in irgend welchen Schmarozern suchen zu wollen, wäre aber ganz thöricht; richtiger scheint zu sein, die La France-Krankheit gar nicht als Krankheit, sondern als natürliche Altersschwäche dieser Rosenpflanz anzufassen, welche zu den ältesten gehört, die wir haben. Die Thatfache ist jedenfalls genauer Erwägungen und Untersuchungen wert; wenn sie sich bestätigte, würde sie uns vielleicht über eine Reihe wichtiger biologischer Probleme Aufklärung geben, so über das Problem des Niederganges von Arten und Rassen, das bisher noch völlig dunkel geblieben ist. — (Bohemia.)

Humoristisches.

— Eine sonderbare Geschichte wird dem „Figaro“ aus Angers gemeldet: In einer Gemeinde bei Cholet beauftragte der Maire den Feldhüter und einen Wäcker, das wahnsinnige Gemeindeglied Legrand in das Irrenhaus St. Genmes bei Angers zu führen. Unterwegs bemerkte der Feldhüter, daß Legrand just an diesem Tage ganz vernünftig war und es schwer fallen würde, ihn gutwillig zum Eintritt in das Irrenhaus zu bewegen. Man beschloß, den Irren daher betrunken zu machen und die drei Felder führten in einer Schenke in Angers eine kleine Orgie auf. Legrand war bald stark betrunken, aber seine beiden Wäcker noch mehr, und als das Trio in der Irrenanstalt erschien, konnte der Direktor aus den Reden der drei Betrunkenen nicht klar werden. Er telegraphierte daher an den Maire der Gemeinde kurz: „Welcher ist der Verrückte von den Dreien?“ Der Maire antwortete „Legrand“. Der Telegraphist aber übertrug: „Le grand“ (der Große). Der Direktor ließ nun die drei Männer messen und ließ den Feldhüter kurzer Hand als den größten von ihnen in die Zwangsjade stecken. Vergebens schrie dieser: „Ich bin ja gar nicht der Verrückte, ich bin der Feldhüter!“ Je mehr er sich aber wehrte, um so überzeugter war man von seinem Wahnsinn. Der Irren wurde erst drei Tage später entkühlt, als der tolle Legrand bei der Frau des Feldhüters eintrat und ihr sagte: „Ich wußte nicht, daß Dein Mann wahnsinnig ist, aber ich habe ihn selbst in die Irrenanstalt geführt.“

Notizen.

— Hermann Allmers, der Dichter der Marsch, ist am Sonntag zu Nechtensteth a. d. Unterweser im 82. Lebensjahre gestorben. — Eine Dehmel-Matinee findet am 23. März, mittags, im Bechstein-Saale statt. — Das Preisanschreiben des neugegründeten jüdischen Volks-Theaters für das beste Dialektstück ist resultatlos verlaufen. — Ernst Clausens Schauspiel „Ums Heimrecht“ erzielte bei der Uraufführung in Weimar einen Erfolg. — Maeterlins Stück „Der Tod des Tintagiles“ fand bei einer Aufführung des Wiener Kunst- und Literatur-Vereins im Josephstädter Theater eine geteilte Aufnahme. — Die Vertiefung des Suezkanals, die im letzten Jahre durchgeführt wurde, ist vollendet, so daß seit Anfang dieses Jahres die passierenden Schiffe einen Tiefgang von 26' 3" haben können (bisher nur 25' 7"). — Der schnellste Zug in Deutschland wird vom 1. Mai ab der Berlin-Hamburger Abendzug sein. Dieser Zug wird die 256 Kilometer lange Strecke in 3 Stunden 27 Minuten zurücklegen; seine Geschwindigkeit beträgt 90 Kilometer in der Stunde. — e. Der höhere Spleen. Die Amerikanerinnen haben sich neuerdings dem Kampfergeheim hingegeben; sie behaupten, daß der Kampfer einen frischen, zarten, rosigen Teint verleihe. Man beginnt mit kleinen Dosen und gewöhnt sich nach und nach so sehr an den Kampfer, daß man zuletzt nicht mehr ohne ihn leben kann. Das Resultat ist: Schläfrigkeit, Stumpfsinn und körperliche Schwäche. Das Gesicht nimmt einen gleichgültigen, apathischen Ausdruck an und sieht aus, als wenn es mit einer Larve bedeckt wäre. —